

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336091](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336091)

Der Specksalat in der Jungfernkammer

Ein Brief der Lieselotte von der Pfalz

Die gute Jungfer Hofmeisterin Kolb betrog ich oft in meinen jungen Jahren mit nachts zu essen, allein wir aßen nicht so delikate Sachen als wie Schokolade, Kaffee und Tee, sondern wir fraßen einen guten Krautsalat mit Speck. Ich erinnere mich, daß man einmal in meiner Kammer zu Heidelberg eine Tür verändert und derowegen mein und der Kolbin Bett in die Kammer tat, so vor meiner Jungfern Kammer war. Die Kolbin hatte mir verboten, nachts in der Jungfern Kammer zu gehen; ich versprach, nicht über die Schwelle zu kommen, sie sollte sich nur zu Bett begeben, ich könnte noch nicht schlafen, wollte die Sterne noch ein wenig am Fenster betrachten. Die Kolbin wollte mir nicht trauen, blieb immer in ihrem Nachttuch sitzen; ich sagte, sie jammerte mich, sie solle sich doch zu Bett legen und den Vorhang aufmachen, so könnte sie mich ja sehen.

Das tat sie. Sobald sie im Bett war, machten die Jungfern ihre Tür auf und setzten den Teller mit dem Specksalat auf die Schwel. Ich tat, als wenn mein Schnupftuch gefallen wäre, hub damit den Teller auf und ging stracks ans Fenster. Kaum hatte ich drei gute Maulvoll geschluckt, so schießt man auf einmal das Stück (Kanone) los, so auf der Altane vor meinem Fenster war, denn es war ein Brand in der Stadt angangen.

Die Kolbin, so das Feuer unerhört fürchtet, springt aus dem Bett; ich, aus Furcht, ertappt zu werden, werfe meine Serviette mitsamt dem silbernen Teller mit Salat zum Fenster naus, hatte also nichts mehr, das Maul abzuwischen. Indem höre ich die hölzerne Stiege heraufgehen. Das war der Kurfürst, unser Papa selig, der kam in meine Kammer, zu sehen, wo der Brand war.

Wie er mich so mit dem fetten Maul und Kinn sah, fing er an zu schimpfen: „Lieselotte, ich glaub, Ihr schmiert Euch was auf's Gesicht.“

Ich sagte: „Es ist nur Mundpomade, die ich wegen der gespaltenen Lefzen geschmiert habe.“

Papa sagte: „Ihr seid schmutzig.“

Da kam mir das Lachen an. Papa und alle, so bei ihm waren, meinten, ich wäre närrisch geworden, so zu lachen. Die Stiefmutter Raugräfin kam auch herauf und ging durch meiner Jungfern Kammer, kam daher und sagte: „A wie riecht's in der Jungfernkammer nach Specksalat?!“

Da merkte der Kurfürst den Possen und sagte: „Das ist denn Eure Mundpomade, Lieselotte.“

Wie ich sah, daß der Kurfürst in guter Laune war, gestund ich die Sache und verzählte den ganzen Handel, wie ich die Hofmeisterin betrogen hätte. Der Kurfürst selig lachte nur darüber, aber die Kolbin hat mir's lang nicht verziehen.“



Altes KIRCHWEIH LIED



Der Schmied hat
Das moos i nat,

Der Schmied
und der tiab,

Der Bräunnenmörder
moos i nat,

Das sot zu
Dankater Fiab

Der Knigstoster
Kriuz i nat,


Das moos i vfarz
vfarz i nat,

Der nimm i folt
moos Bräunnenmörder

Und wach'ra iher fiab



ganz
hau
Lied



Viel Mühe
 mit BIBERFRANZL
 von Ludwig Ganghofer

(Geboren 1855 in Kaufbeuren,
 gestorben 1920 in Tegernsee)

Da saßen sie spät im Herbst eines Abends beim Rieschenwirt um den Ofentisch: der Förster, die beiden Jagdgehilfen, der Wirt, ein paar Holz- und Floßknechte, und auch der Franzl. Ein Mordskerl, dieser Franzl. Gewachsen wie ein Baum, mit Armen und Fäusten wie von Eisen, bei der Holz- und Floßarbeit der tüchtigste Schaffer, bei den Treibjagden auf Gamsen der verwegenste Steiger, bei allen Rauffhändeln der protokollierte Sieger. Was Wunder also, wenn sich in Franzls Kopf eine Art von hoheitsvollem Selbstbewußtsein festsetzte, so eine Art „Holzknechtsgefühl von Gottes Gnaden“. Er konnte so vieles, — warum sollte er nicht alles können! Da wurde von keiner bestaunenswerten Leistung erzählt, ohne daß Franzl geringschätzend die Achseln zuckte und lachte: „Dös kann i aa!“

Der Förster führte das große Wort. Und etwas ganz besonders Interessantes wußte er heute zu berichten. Die letzte Nummer des „Weidmannes“ hatte einen Artikel über die Biberkolonien an der Elbe gebracht. Die Holzknechte machten große Augen und offene Mäuler, als sie hörten, mit welcher Geschicklichkeit die Biber ihre Wohnungen bauen, und wie ein einziges dieser Tiere in wenigen Stunden mit seinen scharfen Zähnen den stärksten Baum zu fällen vermöchte.

Friedl, der jüngere Jagdgehilfe, stieß den Franzl mit dem Ellbogen in die Seite und lachte: „Gelt, Franzl, du kannst alles, aber das kannst halt doch net: einen ganzen Baum umbeißen mit die Zähn!“

Franzl machte im ersten Augenblick ein dummes Gesicht, dann aber wurde er puterrot, feuerte die Faust auf die Tischplatte und schrie: „Was? Dös kon i net? Was so a Viech, so a dumms, firti bringt, dös kann i aa!“ Schallendes Gelächter war die Antwort.

„Franzl! Aber Franzl! Jetzt geh mir aber weiter! Du Renommist!“

„Was, i a Rennamist! Den stärksten Baum im Holz draußen beiß i um. Wetten tu i, glei wetten. An Banzen Bier soll's gelten! Wer hat a Schneid? Und herausfordernd streckte er die schwielige Hand übern Tisch.“

„Gilt! Gilt schon! Gilt!“ rief man lachend und alle Hände schlugen ein. Franzl erhob sich, ernst und würdevoll wie ein Feldherr, der sich sagt: Morgen muß ich eine Schlacht gewinnen! „So! Und jetzt gut Nacht miteinander! Heut schlaf i mi aus! Denn morgen in der Fruh heißt's beißen. Um fünfe bin i da, und da kann mir der Förster den Baum anweisen. Umbissen wird er! Und wenn er fällt, am selbigen Abend muß der Banzen Bier austrunken werden! Dös is mei' Bedingung!“

Am andern Morgen erschien Franzl vor dem Wirtshaus. Der Förster, die beiden Jagdgehilfen und der Rieschenwirt hatten sich als „hohe Kommission“ zusammengetan.

Franzls Begleiter vermochten trotz der redlichen Mühe nicht jenen Ernst zu zeigen, dessen die Sache würdig war. Er wies ihnen ein Gebiß, so blank, gesund und kräftig entwickelt, daß sich ein amerikanischer Urwaldbiber solcher Zähne nicht hätte zu schämen brauchen.

Als der Wald erreicht war, hatte Anderl mit verblüffender Eile einen „geeigneten“ Baum gefunden — eine mächtige Fichte, deren Stamm zwei Männer mit ihren Armen nicht umspannt hätten. Das ging dem Förster denn doch über den Spaß — zwar Franzl blieb stolz und verzog keine Miene, er spuckte sogar in die Hände und zeigte alle Lust, sofort mit dem Beißen zu beginnen — aber der Förster ließ Gnade für Recht ergehen und wählte einen etwa dreißigjährigen Baum, der freilich zwei unangenehme Eigenschaften hatte: er stand dicht neben einem vielbegangenen Wege und war an seinem Fuße von dicken Pechschwülsten überronnen.

„Also, Franzl, jetzt beiß drauf los!“

Das ließ sich unser Franzl nicht zweimal sagen. Er warf die Joppe fort, legte sich seitlich auf die Erde, packte den Stamm wie einen mächtigen Brotlaib mit beiden Händen und schlug seine Zähne in die Rinde, daß es nur so krachte. Mit jedem Biß brachte er ein faustgroßes Rindestück vom Baum, sodaß nach wenigen Minuten bereits ein breiter Ring des weißen Holzes bloß lag. Aber ein Hustenanfall unterbrach ihn bei der Arbeit; ein Rindensplitter war ihm in den „unrechten“ Hals gekommen; dann mußte er auch das Pech aus seinem Schnurrbart zupfen, da ihm die gepichten Haare immer wieder den Mund verklebten.

Die „hohe Kommission“, die lachend den oberbayrischen Biber umstand, blieb nicht allein. Alle Holzhauer, die des Weges kamen, die Senner, die von den Almen heimkehrten, alle alle blieben stehen und schüttelten sich vor Lachen. Und aus dem Dorf, in dem sich die Kunde von der sonderbaren Wette rasch verbreitete, kam, wer Zeit hatte, um den zweibeinigen Biber beißen zu sehen. Der sonst so stille Wald widerhallte von hellem Gelächter, ein ganzer Regen von Witzen und Stichelreden ging über den Franzl nieder. Der verlor am Ende nun freilich seine Ruhe, aber wenn ihm auch vor Zorn die Adern schwellen, und wenn er mit den aufschielenden Augen auch gallengiftige Pfeile auf die lachenden Spötter schoß — er ließ sich im Beißen nicht stören. Er biß und biß, daß die aus-

genagte Furche rings um den Baum immer tiefer wurde. Der Rücken und alle Glieder schmerzten ihn von dem einseitigen Liegen, aber er rutschte so unermüdlich hinter seinen arbeitenden Zähnen her und stemmte die genagelten Schuhe so zornig gegen den Boden, daß er das Moos und die Erde von allen Wurzeln fegte. Der Platz war anzusehen, als hätte hier ein Stier gekämpft. Erst als man aus dem Dorf die Mittagsglocke läuten hörte, vergönnte sich Franzl eine kurze Rast. Er wischte den Schweiß von seinem zerkratzten Gesicht, stocherte mit den Fingernägeln die Holzsplitter aus den Zähnen und setzte sich dem schon zur Hälfte abgebissenen Stamm zu Füßen. Die lachenden Zuschauer waren Luft für seine Augen. Aus dem Rucksack holte er Brot, kaltes Fleisch und Schnaps hervor. Aber die zerstochnen Lippen schmerzten ihn so, daß er kaum zu essen vermochte, und der Schnaps brannte ihn wie Feuer. Wütend warf er die Reste in den Rucksack und machte sich wieder ans Beißen.

Er hatte die Arbeit kaum begonnen, als ein hübsches Mädel herbeigerannt kam — sein Schatz, die Modei. Als das Mädel den Burschen so liegen und am Holz knuspern sah, wie eine Maus am vergifteten Speck, schlug es die Hände über dem Kopf zusammen und brach in Tränen aus.

„Ja Franzl! Jesus Maria! Was treibst denn? Bist narrisch worn?“

„Mein Ruh laß mir!“ knurrte Franzl, schlug mit den Füßen aus und biß und riß am Holze.

Modei packte den Burschen am Arm und suchte ihn vom Boden emporzuziehen. Das wär ihr wohl schwerlich gelungen. Aber Franzl sprang endlich von selbst auf die Füße, packte die Dirn am Arm und zog sie seitwärts in den Wald. „I merk schon selber, was i mir da für a dumme Suppen einbrockt hab“, brummte er das Mädel an, das erschrocken auf seine blutenden Lippen guckte, „aber jetzt muß i's ausessen. Wenn der Baum net fällt, könnt i's ja nimmer aushalten vor Spott und Gelächter. Mei ganze Ehr hängt dran. Und drum sei g'scheid, Madl, mach mir 's Herz net schwer . . . und geh hoam!“

Weinend schlich das Mädel davon, und Franzl fing wieder zu beißen an. Das Mitgefühl seiner Liebsten schien ihn gestärkt zu haben; er biß drauf los, daß seine Zähne im Holze knirschten. Und richtig! Als es zu dämmern begann, da war der Stamm soweit durchnagt, daß der Baum, als Franzl sich mit dem Aufgebot seiner im Zorn gesteigerten Kraft dagegenstemmte, langsam zur Seite schwankte und krachend niederfiel.

Eine Stunde später wurde im Wirtshaus der „Banzen“ angezapft, den die Tafelrunde bezahlen und laut der Bedingung, die der Franzl selbst gestellt hatte, noch am gleichen Abend austrinken mußte. Er wurde auch ausgetrunken, bis auf das letzte Tröpfel. Nur einer fehlte — der Franzl. Der lag zu Hause, der Bader war bei ihm und zog und schnitt ihm die Holzsplitter aus den Lippen, die einem Paar gebratener Äpfel glichen.

(Aus dem Roman „Hubertusland“)

Der Gläserne Ferdinand

Nach einem zeitgenössischen Bericht von Wilhelm Seher
mitgeteilt von **Otto Langguth**, Kreuzwertheim.

Es mögen bald hundert Jahre her sein, da lebte auf der fürstlich Löwenstein'schen Glashütte im Spessart ein armer Kerl, der in seinem Leben wenig gute Tage gesehen hatte. Man nannte ihn den „Gläsernen Ferdinand“. Er war mehr aus Gnade und Barmherzigkeit dort geduldet, als seiner Arbeitsleistungen wegen. Tagsüber lungerte er meist irgendwo herum, nachts schlief er vor dem Ofen der Glashütte auf dem nackten Erdboden. Ab und zu verdiente er sich einige Kreuzer Trinkgeld mit kleinen Arbeiten oder mit Botengängen, den Tragkorb — Kötze genannt — auf dem Rücken. In ein richtiges Bett war er seines Wissens nur einmal in seinem Leben gekommen.

Das Einsammeln von Glasscherben weit und breit, nicht nur in der Nähe der Glashütte, hatte ihm seinen Beinamen eingetragen. Der Erlös dafür war seine Haupteinnahmequelle. Der Verwalter der Hütte konnte die Scherben zum Einschmelzen gebrauchen und gab ihm für den Zentner einen halben Taler. Das war für den Gläsernen Ferdinand ein Heidengeld. Überall in der Umgebung kannte man ihn, wenn er mit seiner Kötze erschien und um Glasscherben bat, überall hob man sie ihm auch gerne auf. Manche mitleidige Seele gab ihm auch etwas zu essen oder einen Zehrpfennig dazu. Da war der Ferdinand guter Dinge und ließ es sich wohl schmecken. Die Zehrpfennige wußte er sich meist zu sparen. Immer einer zu dem andern.

So war er mit seinem Los eigentlich ganz zufrieden, auch wenn ihm der Heimweg nach der so entlegenen Glashütte — immer eine so schwere Last auf dem Rücken — manchmal schwer wurde. Oft war ja nur ein Stück Brot und vielleicht ein Schnäps'chen die ganze Kost gewesen. Nun kam eines Tages eine Verordnung betreffs des Hausierhandels. Ein eifriger Landjäger machte die Feststellung, daß der Gläserne Ferdinand keinen Erlaubnisschein für seinen Handel mit Glasscherben erwirkt hatte und brachte ihn wegen unbefugten Hausierens mit Glasscherben zur Anzeige. Es dauerte auch nicht lange, so erhielt er vom Amtsgericht die Zustellung, daß er zu einem Tage Haft verurteilt sei; er möge sich zum Absitzen der Strafe in den nächsten acht Tagen einfinden.

Es läßt sich denken, welche Aufregung den guten Ferdinand erfaßte, als er das Schreiben studiert hatte. Gleich eilte er damit zum Herrn Verwalter. Er war sich doch wirklich keines Unrechts bewußt.

„Ei, da hin eich e Schreiwes gekriegt, eich muß halt aufs Amtsgericht, und da möcht eich se froge, ob dort auch sonst etwas zu besorge isch?“

Nun mußte er erzählen, was das Amtsgericht von ihm wolle.

„Ja, Ferdinand“, sagte der Verwalter, „dem Kronewirt kannst du die bestellten neuen Gläser bringen, ich will dir damit deine Kötze packen lassen. Morgen früh kannst du gehen.“

Nach zwei Tagen kam er zum Erstaunen der Rückgebliebenen auf der Glashütte wieder an, wie immer seine Kötze hochbeladen mit Glasscherben, und erzählte dem Herrn Verwalter, was er alles in der Zwischenzeit erlebt hatte.

„Wie eich ins Städtche gekumme sein, hat's grad zwölf geläut', und beim Herrn Kronewert sein se grad beim Mittagesse g'sesse, als eich in die Stub nein bin. „Ei, schönen guten Dag, Herr Posthalter“, han eich gesagt, „der Herr Verwalter hat mir e Kötze voll Glas für Sie mitgäwe.“

„S'is recht“, hot der Herr Posthalter gesagt, „Ferdinand, stelle nur dei Kötze da hin; mer werde se hernachher auspacke!“

„No ja“, han i g'sagt, „s' pressiert gar net, eich han Zeit, eich bleib en ganze Dag hier, eich werd eingesperrt vonwege dem, daß i keine Hausier-erlaubnis gehabt hab!“

Do hot der Herr Posthalter gelacht, un die annere Leut auch, un i hob's verzehle müsse, wie des kumme is, daß i angezeigt bin worde. No, der Herr Posthalter is e guder Mann und sagt zu mir:

„Setz dich, Ferdinand, du kannst e Supp esse.“

Do hab eich e guts Süpple gekriegt un e Stück Brot, und hernoehher hat er mir noch e Gläsle „Ungebleichte“ gebracht. Eich hob mi schön bedankt un hab mir's gut schmecke lasse. Wie eich mich aber ausgeruht gehabt hob, sein eich halt ufs Amtsgericht gange. Da war aber niemand da als der Herr Amtsgerichtsdienner, un wie er gehört hat, vonwege was eich da sein, sagt er:

„Ja, Ferdinand, die Herre sin nit do, s'is heut Samstag, un da sin sie als uf der Kegelbahn.“

Was hab eich mache wolle, eich san halt aach uf die Kegelbahn gange, und da seh eich grad den Herrn Amtsrichter, wie er zum Schub antrete will. No, eich san gleich hingange und hab zu ihm gesagt: „Eich sein der Mann, den Sie ein Dag einsperre lasse wölle, eich san der Ferdinand von der Glashütte, un eich will heund meine Straf absitze, wenn's doch emol nit anders geht.“

Wie des die Herre gehört hawe, hawe se aach gelacht, grad wie der Kronewert. Der Herr Amtsrichter hat gesagt: „No ja, Ferdinand, da geht halt hin zum Gerichtsdienner, er soll Euch nein führe; vorher könnt Ihr awer no e halbi Bier trinke.“

„No, eich dank aach schön“, sag eich. Wie ich mein' Halwi getrunke gehabt hab, is der Herr Assessor kumme, der hot mir aach no e Halwi bezahlt un no e Stück Brot dazu. Hernoehher bin eich wieder zum Herrn Amtsgerichtsdienner, hob's em verzeht und gesagt, jetzt könnt er mich einsperre, der Herr Amtsrichter hätt's gesagt.

„No, dann is es gut“, hot er gesagt, nimmt seine Schlüssel und führt mich in e ganz schön Stübche und sagt:

„So, Ferdinand, das ist jetzt dein Logis, willst du noch ebbes?“

„Nein, Herr Amtsgerichtsdienner, eich will nix.“

Do hat er mich allein gelasse. Eich sein recht müd gewese, und da hab eich mich halt gleich uffs Bett gelegt — e recht guter Strohsack ist es gewese — und sein aach bald einschloofe. 's hat aber nit lang gedauert, so hot's wieder mit de Schlüssel an der Dür geklappert. Da kummt der Herr Amtsgerichtsdienner wieder herein und hat mir e recht guts Süpple gebracht, aach en Krug mit Wasser un e Stück Brot.

„So, Ferdinand, do hast dein Nachtesse, wohl bekomm's!“

Es is werkli e guts Süpple geweh, die Fettaache sin druff rumg'stanne, un i hab mir's halt schmecke lasse. Wie ich gesse gehabt hab, hab eich mich wieder schloofe gelegt, un kaum bin eich am annere Morge munter gewese, do is der Herr Amtsdienner wieder kumme und hot mir e eingebrennts Mehlsüpple gebracht zum Frühstück! Hernochher hab eich wieder e bißle geschloofe. Wie es elf Uhr geläut hot, ist der Herr Amtsgerichtsdienner wieder kumme, ho e gute Supp gebrocht, dann Rindfleisch mit Erdäpfelschnitz, mit Fett geschmelzt und Zwiewel druff: Des hot mir gut geschmeckt! Wie eich mich nach dem Esse wieder uff's Bett hab lege wolle, is der Herr Amtsgerichtsdienner wieder kumme und hot gesagt:

„So, Ferdinand, s'is gleich zwölf Uhr, du kannst jetzt heimgehne, mach', daß du fortkommst!“

„O nein, eich hab en ganze Dag zu sitze, eich derf bis abends dobleiwe.“

„Nan, nan, Ferdinand“, hot der Herr Amtsgerichtsdienner gesagt, „heut ist Sonntag, 's is gut, geh nur fort.“

Do hat halt alles nix batt, eich hab erraus gemüßt! Wie eich zum Herrn Posthalter kumme sein — er is ein guter Mann, eich habs ja schon gesagt — da hat er gesagt: „So, Ferdinand, bist wieder da? Das ist recht. Da trink noch ein Schnaps, und drauße steht deine Kötze, wir hawe sie dir mit Glasscherwe gefüllt bis obenaus!“

Was hab eich da mache wölle? Eich hab doch die Erlaubnis nit. Eich kann awer doch dem Herrn Posthalter aach nit sage, eich mag sie nit mitnehme? Wenn mich aber der Schandarm erwischt, so werd eich wider angezeigt. Des könnt mir doch schlecht bekomme.

Do hab eich mir's überlegt, daß es uf dem annere Mainufer nit so gefährlich is. So bin eich also ans Wasser gange. Dort hat der Fährer grad no uff e bißle g'wart, bis mehr Leut kumme sin, und wie er mit uns vom Land abgedrückt hat, kummt werkli 'n Schandarm herunter und ruft mer zu:

„He, Ferdinand, was hast de in der Kötze?“

Da haw eich gewart, bis wir noch e bißle weiter vom Land weg ware und dann hab eich halt in Gottes Namen sage müsse:

„Was werd eich drin hawe? Glasscherwe hab eich drin!“



18. Febr. 1838

Aus Urgrößaters

Aus München wird berichtet: „Gehts so fort, so kommen wir sicher eher an, als wir abreisen. Die Eilposten sind schon wieder viel zu langsam; die Eisenbahnen, Dampfswagen und Dampfschiffe gehen lange nicht schnell genug. Das allerneueste Communications-Mittel, das viel schneller geht als der Wind, sind die galvanischen Telegraphen, die jetzt zu gleicher Zeit an mehreren Orten in England und auch in München hergestellt worden sind. Mittelst eiserner Drähte bringt man Nachrichten in einem Augenblicke viele hundert Meilen weit, und erhält im nächsten Augenblicke wieder Antwort. Vor einigen Tagen besah der König von Baiern den galvanischen Telegraphen des Professors Steinheil in München, und that vermitteltst der Drähte, die über die Türme nach Bogenhausen laufen, Fragen, welche augenblicklich von dorthier beantwortet wurden. Der König war sehr zufrieden, und die Drähte sollen nun unter der Erde hingeleitet werden.“



6. März 1838

„Wie bisher die Postpferde und Posthalter nebst den Gastwirthen seufzten über die Eisenbahnen, so seufzen nun auch, doch ganz leise und anständig, die Herren Postmeister über die neue Erfindung der electricischen Telegraphen, mit denen es voller Ernst wird. Da man auf diesem Wege in wenigen Minuten und mit erstaunlich wenigen Handgriffen von Karlsruhe nach Basel schreiben kann, so werden die Posten wenigstens halb überflüssig.“



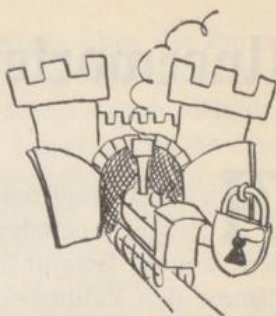
13. März 1838

„Da bei der letzten großen Kälte viele Feuerspritzen zum Löschen unbrauchbar waren, weil das kalte Wasser sogleich darinnen gefror, so empfehlen wir allen löblichen Spritzenmeistern ein einfaches und wohlfeiles, aber sicheres Mittel. Es wird nämlich bei entstehendem Feuerlärm in jede große zum Löschen bestimmte Spritze sogleich nach Öffnung des Spritzenhauses eine Quantität von 10 bis 12 Loth Weingeist gegossen und angezündet. Ehe die Spritze fortgefahren wird, kann sie ohne Bedenken mit dem kältesten Wasser gefüllt werden und wird ihren Dienst nicht versagen.“

Zeitungsmappe

15. März 1838

„Bei Anlegung der Eisenbahnen, welche immerhin für so manche Kreise eine erstaunliche Anziehungskraft in punkto Beförderung ausüben und sich immer beliebter zu machen wissen, auch was die Sicherheit des Transportes von Menschen wie Gütern entspricht, nimmt man bereits auf die Möglichkeit des Ausbruchs eines Krieges Rücksicht. Die Errichtung einer solchen Bahn von Mainz nach Frankfurt und Bibrich ist nur unter der Bedingung gestattet worden, daß die Bahn in die Bundesfestung ausmündet und die Dampfwagen jeden Abend in der Festung aufbewahrt werden.“



17. März 1838

„Gegen die vielumworbene und zuerst vielumstrittene Modedame der Zeit, die Eisenbahn, ist der humoristische Saphir erstaunlich galant. Er nennt ihre Schienen Vermählungsketten, durch welche sich Länder verbinden, die Straße ein Hochzeitsband der Nationen, die Rails Trauungsringe, mit denen sich Völker an Völker trauen. Das Eisen habe nun auch aufgehört, dem Tode zu dienen und widme fortan dem Leben seine Kraft.“



Briefgeheimnis

In Hinterwinkelshausen, so erzählt die Großmutter, kam zum Posthalter ein fünfzehnjähriges Mädchen und reichte zur Weiterbeförderung zögernd einen Brief ohne Anschrift hin.

„An wen soll denn der Brief gehen —?“, fragt der Herr Posthalter.

Das Mädchen wird über und über rot im Gesicht und stottert schließlich:

„Ach — ich — ich — — müssen Sie es denn wissen?“

„Freilich, freilich — sonst kann ich doch damit nichts machen.“

„Ach — ich will doch — er ist an meinen Liebhaber!“, sagt sie rasch und wendet sich zum Gehen.

„Ich kann doch den Brief nicht befördern — wie heißt denn der Liebhaber?“, ruft ihr der Postmeister nach. Erzürnt wendet sie sich an der Türe um:

„Ei — das wollen Sie auch noch wissen?!“ — und verschwindet auf der Straße.

Unerwartete Begegnung

Von Stephan Georgi

An einer Wegkreuzung der Landstraße, auf die hohe Gipfel steirischer Berge hernieder sahen, blieb der Fremde stehen, wischte sich mit dem bunten Schnupftuch den Schweiß von der Stirn und rief mit Baßstimme den Feldarbeitern zu: „Heda! Ist dies der Weg nach Krieglach?“

„Nach rechts eini! 's ist nit mehr weit!“ tönte es zurück.

Der Fremde schritt weiter, ließ dabei gewaltige Rauchwolken aus seiner schwarzen Zigarre hinter sich; Jackett und Weste trug er über dem Arm; der graue Vollbart bedeckte die Brust. An dunklen Bergwaldungen, Wiesen und Äckern vorüber, dann tauchte Krieglach auf. Der Fremde hatte seine Kleider wieder angelegt und fragte sich abermals zurecht. Wo der Herr Rosegger wohne, begehrte er zu wissen, der Peter Rosegger.

Dort hinauf, zum Bahndamm zu, möge er sich bemühen.

Ein schmuckes Landhaus mit einem freundlichen Garten war es, und der Fremde nickte anerkennend vor sich hin. „Tja, der versteht es, so zu leben, wie er's in seinen Büchern schreibt.“

Ein Knabe im Garten wurde befragt, ob der Herr Rosegger zu Hause sei. „Daheim ist der Vater schon, aber er arbeitet.“

„So, dann gib ihm diese Karte. Er wird mich schon einlassen.“

Wenig später stand der Besucher in dem schlicht behaglichen Arbeitszimmer des Dichters. Rosegger saß mit dem Federhalter in der Hand am Schreibtisch; er rückte an seiner Brille und bot dem Ankömmling zwar höflich, aber doch ein wenig kurz und zerstreut einen Stuhl an. Auf diesen beinahe kühlen Empfang war der Gast keineswegs gefaßt gewesen, und so unterdrückte er die laute Herzlichkeit, die ihm schon auf den Lippen lag. Das höflich trockene Gespräch lahmte bereits, als er dem Dichter gesagt hatte, wie sehr er sich freue, ihn persönlich kennen zu lernen und der also Zelebrierte mit einem ‚Ganz meinerseits‘-Kopfnicken dankte.

„Eine herrliche Gegend hier! Diese Berge, diese Stille!“

„Ja, es geht nichts über unsere Steiermark.“

Was nun? Der Besucher sprach von Roseggers Büchern und von Büchern im allgemeinen. Doch der Dichter antwortete nur: „Ich muß gestehen, daß ich eigentlich sehr wenig lese.“

Der Gast warf einen Blick zum Fenster hinaus. „Prächtigt, dieser Garten! Wie schön die Primeln hier vorn blühen!“

Der Dichter verbarg ein ungeduldiges Fingertrommeln. Er war mit seinen Gedanken längst wieder bei seinem neuen Roman, in dessen Fortarbeit er durch den ungebetenen Gast gestört worden war. „Hm“, antwortete er und korrigierte zugleich, „die Ranunkeln blühen heuer besonders gut.“

Der Gast schneuzte sich umständlich. Ein paar Worte über die Berge, über Dorfidyll wurden gesprochen, aber es ging nicht, es war kein rechtes näherbringendes Gespräch in Fluß zu bringen. Endlich erhob sich der Besucher. „Tja, na, ich will Sie nicht länger stören. Ich sehe, Sie sind bei der Arbeit.“ Er verabschiedete sich, ernüchtert und peinlich verlegen.

Draußen blieb er stehen, brannte sich eine Zigarre an, schüttelte ein paarmal den Kopf und machte sich auf den Rückweg nach Müzzzuschlag. Diesen Besuch, diese Begegnung hatte er sich anders vorgestellt.

Rosegger saß schon wieder über seine Papierseiten gebeugt, kaum daß sich die Tür geschlossen hatte. Diese Leute! Diese Besucher, die von allwoher bis in seine ferne Stille drangen! Und das Kapitel wollte er doch unbedingt bis zum Mittag zu Ende haben.

Es wurde Mittag. Das Kapitel war zu Ende. Und wie der Dichter seine Bogen zusammenraffte, entglitt ihnen die Visitenkarte des Besuchers, die er zuvor, ärgerlich über die Störung, gar nicht beachtet hatte. Einen Blick warf er darauf, dann polterte bei seinem jähen Aufspringen auch schon der Stuhl zu Boden. Einen Moment lang stand er wie angenagelt. Dann sprang er zur Tür. „Anna! Anna!“ rief er seine Frau. „Der Brahms war's! Der Johannes Brahms! Herrgott, und ich habe ihn nicht erkannt!“

Der Brahms! Der in diesem Hause wie kein zweiter verehrt wurde, dessen Sonaten Frau Rosegger so trefflich zu spielen verstand; Brahms und wieder Brahms spielte die Älteste auf dem Klavier, die liederlustige Schwester konnte nicht genug Brahms singen. Und nun . . . Oh, das war . . .

Ein paar Tage später entschloß sich unser Dichter Rosegger, den berühmten Komponisten Brahms in Müzzzuschlag aufzusuchen. Über Stunden pilgerte er die Landstraße entlang — und hörte in Müzzzuschlag, daß der große Symphoniker bereits abgereist war.

So blieb von der Begegnung nichts weiter zurück als der Stuhl, auf dem Brahms gesessen, der nun bekränzt und zu einem Sanktuarium erhoben wurde, das niemand mehr benutzen durfte.

Herbst

*Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
Als welken in den Himmeln ferne Gärten;
Sie fallen mit verneinender Gebärde.
Und in den Nächten fällt die schwere Erde
Aus allen Sternen in die Einsamkeit.*

*Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen*

*Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
Unendlich sanft in seinen Händen hält.*

Rainer Maria Rilke
(1875 bis 1926)



Das Märchen vom Mohn

von Rosemarie Eichert U.A.

Vor kaum denkbarer Zeit wurde in Sturmesnot ein stattliches hölzernes schildbewehrtes Schiff mit gebrochenen Segeln, Rahen und Rudern an die Küste unseres Landes geworfen. An Bord befand sich ein königliches Kind, das nun mit seines Vaters Fürstengefolge hier ansässig blieb. Der Fürst war bald Freund den Bauern ringsum, aber kühl, stolz und unnahbar hielt seine Tochter sich zurück. Sie war das Bild eines Mädchens, schön wie ihre verstorbene Mutter. „Prinzessin Mohnblüte“ nannte sie das Gefolge aus dem fremden meeresumspülten Land.

Sie selbst wußte recht gut, wie wunderhübsch sie war und wollte es von jedem gerne hören. Kam Besuch ins Schloß, es mochte nun sein, wer es wolle, lief sie mit zierlich hochgehobenem Röckchen herbei, schüttelte die schwarzen Locken und fragte: „Sag, ob dir mein Kleidchen, mein Köpfchen gefällt — bin ich nicht die schönste Prinzessin der Welt?“ Und jeder sagte dann natürlich „ja!“.

Prinzessin Mohnblüte war aber noch viel eitler, als ihr glaubt! Zu einem großen Fest bekam sie einmal ein Kleid aus feiner, leuchtend roter Seide angezogen. Wie sie vor dem Spiegel stand, konnte sie aber garnichts sehen vor lauter Angst und Aufregung, jemand könnte noch schöner sein als sie. Irgendetwas wollte sie suchen, um sich noch mehr zu schmücken. So lief sie ganz allein hinaus aus dem Schloß. Das war ihr streng verboten, denn das Volk liebte sie nicht und außerdem schickte es sich nicht für sie. Wie eine kleine flinke Flamme sprang sie ungehorsam in ihrem roten Kleidchen durch die Straßen, aus den Wällen hinaus, bis sie an ein großes Kornfeld kam, in dem viele Kornblumen blühten.

„Wie gut müssen die mir stehen zu meinem roten Kleid“, dachte die Prinzessin. Nun werdet ihr sehen, daß sie nicht nur schön war und eitel, sondern auch sehr dumm! Sie wußte nicht, daß man aus dem Korn Brot macht und deshalb nicht in die Kornfelder laufen darf. Nein, sie hatte nichts anderes im Sinn, als sich mit den schönen blauen Blumen zu schmücken.

Schon hatte sie eine gepflückt und etwas weiter im Felde noch eine, und ganz tief drinnen wiederum eine! Die hohen gelben Halme flüsterten, rauschten und drohten. Aber die kleine Prinzessin hörte nicht darauf, bis auf einmal eine seltsame, spukhafte Frauengestalt vor ihr stand. Die hatte Haare so gelb und stachlig wie die Kornähren, eine entsetzlich große

Nase und lange, knochige Finger und sagte: „Weißt du nicht, daß jede Blume mir gehört, der Roggenmuhme?“

Mit dürren Händen griff sie nach der Prinzessin und — — verwandelte sie in eine Mohnblume auf dünnem grünem Stengel, mit roten seidigen Blättern, die bei jedem Windhäuch, bei jedem Regentropfen zitterten und laut klatschten, wenn man sie auf die halbgeöffnete Faust hielt und darauf schlug. Schön war sie aber noch immer, und die Roggenmuhme hatte sie bald ebenso gern wie ihre blauen Kornblumen. Sie gab ihr lauter stachelige Härchen an den Stiel und weißes Gift in einer grünen Kapsel, um sie vor Menschen und Tieren zu schützen. Auch schickte sie das einstige Prinzeßlein niemals ins Schloß zurück, sondern behielt es für alle Zeit.

Seit jenen Tagen nennen die Menschen diese Pflanze Klatschmohn und das klingt garnicht mehr so fein und zart wie „Prinzessin Mohnblüte“. Im Kornfeld begegnet ihr der roten schönen Blume jedes Jahr. Ganz Gelehrte aber wollen wissen, daß unser Klatschmohn tatsächlich aus dem fernen Island stammt.

Der Mohn

Wie dort gewiegt von Westen
Des Mohnes Blüte glänzt!
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt.
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröte Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört ich sagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume schwer und tief.
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Hal' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal
Von Blumen ganz verborgen
In einem schönen Tal.
Sie dufteten so milde —
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es nur so recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und echt.
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung wehe
Ums Haupt mir immerdar!

LUDWIG UHLAND
(Tübingen 1787 bis 1862)

Der innere Befehl

Von Paul Knopff

Ein Flüchtlingslager.

Hunderte von Menschen mit Bündeln und Koffern, die schnell zusammengeraffte letzte Habe enthalten, sitzen oder liegen eng zusammengepfercht in Baracken. Wenige Lampen beleuchten das Bild des Jammers. Der Menschen Erleben hat sie stumm gemacht. Nur in gedämpftem Ton unterhält man sich, in Gruppen zusammensitzend.

So haben sich Bewohner eines Ortes hier im Lager wiedergetroffen, Menschen, die sich zum Teil nur flüchtig kennen. Sie waren bis vor kurzem noch arm oder reich. Heute sind sie alle nur Flüchtlinge. Keiner besitzt mehr als das Wenige, das er bei sich hat. Die Freude, im Unglück und in der Fremde bekannte Gesichter zu sehen, hat sie zusammengeführt. Reihum haben nun alle ihre Erlebnisse geschildert. Der Letzte endet ähnlich wie die anderen, mit einem bitteren Hinweis auf das dürftige Gepäck und die Baracke: „Das ist nun alles, was ich noch besitze und nun bin ich hier.“

Stille tritt ein, jeder hängt seinen Gedanken nach. So auch ein Mann, dessen Kleidung bisherigen Wohlstand verrät. Seine grauen Schläfen und die Runen, welche Zeit und Erleben in das Gesicht geschnitten haben, lassen den rüstigen Fünfziger erkennen. Noch vor wenigen Tagen war er ein reicher Bauer und Gutsbesitzer, der mit Umsicht den ererbten Hof bewirtschaftet hat. Heute aber besitzt er nichts mehr. Das ganze Furchtbare des Geschehens liegt wie ein Alpdruck auf ihm. Auch er hat schon im Kriege seine schweren Opfer gebracht. Ein Sohn und ein Schwiegersohn haben ihr Leben dem Vaterlande gegeben. Jetzt taucht besonders die Frage auf: Wofür? Dann der tröstende Gedanke, das diesen dies furchtbare Ende erspart geblieben ist. Aber da ist noch die Sorge um seine jüngeren Kinder, die von ihm getrennt irgendwohin evakuiert worden sind. Würde er sie finden? Wovon sollen sie dann leben? Auch das Vermögen bis auf etwas Bargeld ist verloren, die Zukunft düster und undurchsichtig. Die furchtbarste Katastrophe aller Zeiten! Das Ende überhaupt? Gibt es da überhaupt noch einen Ausweg? Welch ein Gegensatz zu seinem bisherigen Leben!

Er denkt an seinen schön gelegenen Gutsbesitz, an Ställe, Scheunen und große Stuben. Es mag nur wenige Wochen her sein, als er nach dem Abendessen die Familienchronik in die Hand bekam, darin blätterte und schließlich las, was sein Vater aus den Aufzeichnungen seiner Vorfahren zusammengestellt und ihm mit besonderer Feierlichkeit überreicht hatte. Irgendwann hatten sie ganz klein angefangen und nach vielem Auf und Ab es dann zu dem Wohlstand gebracht, in dem man bis jetzt gelebt hatte.

Auf und Ab! Ja, jetzt ist es auch wieder abwärts gegangen!

Bisher hatte der Mann zusammengesunken gesessen. Jetzt strafft sich plötzlich sein Körper, als hätte ihn jemand aus dem Traum durch einen Anruf aufgeschreckt. War es nicht auch ein Anruf? Ist es denn wirklich ein Zufall, daß er sich dieses Abends entsinnt, ausgerechnet jetzt, wo ihm sein ganzes Unglück zum Bewußtsein kam? War es nicht der Anruf der Ahnen in der Stunde, da er, jetzt der Träger der Tradition, am Rande der Verzweiflung war?•

„Auf und ab!“ Immer hatte es nach jedem Abwärts wieder ein Aufwärts gegeben. Sollte das auch jetzt möglich sein? Was hatte die Rückschläge bei früheren Generationen verursacht? Es waren Kriege und deren Folgen, neue Grenzziehungen, politische und religiöse innere Zwistigkeiten und aber auch Versagen von einem Vorfahren.

Jetzt versteht er überhaupt erst Vieles, was er gelesen hat. Da waren ja außer den Tiefenpunkten noch Krisen, die durch besonders umsichtige und energische Vorfahren gemeistert worden waren. Das waren ja auch Lagen, die bei schwachen Naturen zur Katastrophe geführt haben würden. Eine Persönlichkeit hatte sie jedesmal gemeistert.

Jetzt ist die Reihe diesmal an ihm. Auf inneren Befehl von jenen muß er die Tradition fortführen. Seine Nachkommen werden darüber urteilen, wie er dies getan haben wird. Es ist also nicht alles zu Ende! Er steht auch nicht ohne Halt und Hilfe der Katastrophe gegenüber. Vorhin noch fühlte er sich allein und hilflos. Jetzt steht er in einer endlosen Reihe, hinter ihm die Vorfahren, vor ihm die Nachkommen und er vor einem Hindernis, das er nehmen muß! Von rückwärts wird er geschoben und angespornt, von vorne gezogen. Also muß es gehen! Er hat alles verloren, was er an irdischen Gütern besaß, ist aber im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte; die seelischen haben soeben eine Krisis durchgemacht. Jetzt ist diese überwunden.

So kommt es, daß der einst reiche Platzhofbauer P. aus E. in aussichtslos erscheinender Lage, auf dem kümmerlichen Rest seiner Habe sitzend, den festen Entschluß faßte, alles in Kauf zu nehmen, sich durch keine Enttäuschung entmutigen zu lassen, aber auf jeden Fall sich wieder hochzuarbeiten.

Erstaunt blickt alles, was stumm und verzweifelt um ihn herum in Gedanken versunken gesessen hatte, auf, als er zur Bekräftigung des Gedachten in die Stille hinein unvermittelt laut sagt:

„Es muß wieder aufwärts gehen!“



Immerwährender Trächtigkeitkalender

Anfang Datum	Ende der Tragzeit bei			
	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schwein- en 120 Tage
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	3. Juni	30. April
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "
21. "	2 "	1. Nov.	23. "	20. "
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "
31. "	5. Jan.	11. "	3. Juli	30. "
5. Feb.	10. "	16. "	8. "	4. Juni
10. "	15. "	21. "	13. "	9. "
15. "	20. "	26. "	18. "	14. "
20. "	25. "	1. Dez.	23. "	19. "
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "
2. März	4. Febr.	11. "	2. Aug.	29. "
7. "	9. "	16. "	7. "	4. Juli
12. "	14. "	21. "	12. "	9. "
17. "	19. "	26. "	17. "	14. "
22. "	24. "	31. "	22. "	19. "
27. "	1. März	5. Jan.	27. "	24. "
1. April	6. "	10. "	1. Sept.	29. "
6. "	11. "	15. "	6. "	3. Aug.
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "
21. "	2 "	30. "	21. "	18. "
26. "	31. "	4. Febr.	26. "	23. "
1. Mai	5. April	9. "	1. Okt.	28. "
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Sept.
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "
21. "	25. "	1. März	21. "	17. "
26. "	30. "	6. "	26. "	22. "
31. "	5. Mai	11. "	31. "	27. "
5. Juni	10. "	16. "	5. Nov.	2. Okt.
10. "	15. "	21. "	10. "	7. "
15. "	20. "	26. "	15. "	12. "
20. "	25. "	31. "	20. "	17. "
25. "	30. "	5. April	25. "	22. "
30. "	4. Juni	10. "	30. "	27. "

Anfang Datum	Ende der Tragzeit bei			
	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schwein- en 120 Tage
5. Juli	9. Juni	15. April	5. Dez.	1. Nov.
10. "	14. "	20. "	10. "	6. "
15. "	19. "	25. "	15. "	11. "
20. "	24. "	30. "	20. "	16. "
25. "	29. "	5. Mai	25. "	21. "
30. "	4. Juli	10. "	30. "	26. "
4. Aug.	9. "	15. "	4. Jan.	1. Dez.
9. "	14. "	20. "	9. "	6. "
14. "	19. "	25. "	14. "	11. "
19. "	24. "	30. "	19. "	16. "
24. "	29. "	4. Juni	24. "	21. "
29. "	3. Aug.	9. "	29. "	26. "
3. Sept.	8. "	14. "	3. Febr.	31. "
8. "	13. "	19. "	8. "	5. Jan.
13. "	18. "	24. "	13. "	10. "
18. "	23. "	29. "	18. "	15. "
23. "	28. "	4. Juli	23. "	20. "
28. "	2. Sept.	9. "	28. "	25. "
3. Okt.	7. "	14. "	5. März	30. "
8. "	12. "	19. "	10. "	4. Febr.
13. "	17. "	24. "	15. "	9. "
18. "	22. "	29. "	20. "	14. "
23. "	27. "	3. Aug.	25. "	19. "
28. "	2. Okt.	8. "	30. "	24. "
2. Nov.	7. "	13. "	4. April	1. März
7. "	12. "	18. "	9. "	6. "
12. "	17. "	23. "	14. "	11. "
17. "	22. "	28. "	19. "	16. "
22. "	29. "	2. Sept.	24. "	21. "
27. "	1. Nov.	7. "	29. "	26. "
2. Dez.	6. "	12. "	4. Mai	31. "
7. "	11. "	17. "	9. "	5. April
12. "	16. "	22. "	14. "	10. "
17. "	21. "	27. "	19. "	15. "
22. "	26. "	2. Okt.	24. "	20. "
27. "	1. Dez.	7. "	29. "	25. "
31. "	5. "	11. "	2. Juni	29. "

Bauernregeln

Januar muß krachen,
Soll der Frühling lachen

Reichlich Schnee im Januar,
Machet Dung fürs ganze Jahr

Regen im Mai
Gibt Brot und Heu

Bringt Juni Kälte und viel Naß,
Macht jeglich Ernte wenig Spaß

Im Juli muß vor Hitze braten
Was im September soll geraten

Warmer Oktober bringt fürwahr
Uns selten kalten Februar

Weihnachten naß,
Leer bleiben Speicher und Faß

Reichlich Dezemberschnee
Bringt gut Korn in die Höh

er

wei-
en
Tage
Nov.
"
"
"
Dez.
"
"
"
"
Jan.
"
"
"
Febr.
"
"
"
März
"
"
"
April
"
"
"
"
"

*Arzneimittel
gehören in die
Apotheke.*

Auch die seit Jahrzehnten bekannten
und bewährten HEUMANN-Heilmittel
sind nur in Apotheken erhältlich.
Verlieren Sie bitte nicht die Geduld,
wenn einmal ein Präparat nicht gleich
zu haben ist und nehmen Sie bitte
Abstand von direkten Anfragen bei
der Fabrik.

LUDWIG HEUMANN & CO., NÜRNBERG

